

Hugo Schuchardt.

4. Februar 1842 bis 21. April 1927.

Als im Jahre 1910 der Innsbrucker Romanist Th. Varnier sein „Handbuch der rätoromanischen Sprache“ erscheinen ließ, widmete er es dem größten Sprachforscher „Hugo Schuchardt“. Die Geschichte der Wissenschaft mag die Berechtigung dieses uneingeschränkten Superlativs beurteilen. Sicher aber ist, daß kein Gelehrter unserer Zeit den Reiz der Sprachen, die er erforschte, so weit gespannt hat wie Schuchardt, daß kaum einer so viel dazu beigetragen hat, die Methoden der Sprachwissenschaft zu verfeinern und unsere Erkenntnis vom Wesen der Sprache zu vertiefen. Hier unbegreiflich ist die Zahl der Sprachen, die Schuchardt zum Gegenstand seiner Studien gemacht hat. Vom Lateinischen ist er ausgegangen. Aber — und das ist bezeichnend für eine Seite seiner „Forscherthätigkeit“: stets den Beziehungen zwischen Sprache und Leben sein Augenmerk zuwenden — nicht das klassische Latein, die „gute Latinität“ zieht ihn an, sondern gerade die ver-

achtele Volkssprache, die „schlechte, die korrupte
Latinität“, denn in dieser zeigt sich der Zusam-
menhang zwischen Sprache und Leben, das freie,
ungehemmte Spiel der sprachlichen Kräfte, während
die Literatursprache durch künstliche Schranken ein-
geengt ist. So entstand sein „Vokalismus des
Vulgärlateins“, noch jezt, sechs Jahrzehnte nach
seinem Erscheinen, die wichtigste Darstellung
unserer Kenntnisse von der römischen Volkss-
sprache. Dann wendet sich aber rasch der Kreis
von Schubarths Forschungen. Er wandte sich den
romanischen Sprachen zu, über deren Verwandt-
schaftsverhältnisse er in der Probevorlesung, die
er bei seiner Habilitation in Leipzig hielt (1870,
aber erst 1900 gedruckt), ganz neue Gesichtspunkte
eröffnete. Nach kurzer Wirksamkeit in Halle
wurde er 1878 als Professor der romanischen
Philologie an die Grazer Universität berufen, an
der er dann bis zu seinem Übertritt in den Ruhe-
stand (1897) lehrte. Diese Berufung an unsere
Universität scheint nun die Tätigkeit Schubarths
nach einer bestimmten Richtung entscheidend be-
einflusst zu haben. Die Sprachenfrage, das poli-
tische Unglück des alten Österreich, wurde für ihn

eine Quelle wissenschaftlicher Forschung. Die Beschäftigung mit den romanischen Sprachen, die ja das Ergebnis der Berührung einer Sprache, der römischen, mit vielen andern des römischen Weltreichs sind, führte ihn wohl dazu, solche Sprachmischungen nun an der Quelle zu studieren, in Österreich, wo Deutsch, Slavisch, Romanisch - und Magyarisches aufeinanderstießen. Aus diesem Nebeneinander ergaben sich — neben politischen Reibungen — auch allerlei sprachliche Wechselwirkungen. Schuchardt studiert sie in seinen Aufsätzen über „Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches“. Gleichzeitig aber ging Schuchardt den Problemen der Sprachmischung, die sich daraus ergaben, mit weitestem Ausblick nach. Eigenartige Sprachmischungen finden sich besonders dort, wo infolge der Gründung der großen Kolonialreiche europäische Sprachen mit denen der Eingebornen, verschiedenster Klasse, in Verbindung kamen; es entstanden dadurch jene seltsamen Mischarten, die man mit dem Namen „Kreolisch“ bezeichnet. In seinen „Kreolischen Studien“ (1882 bis 1883) vornehmlich weist sich die erstaunliche Vielseitigkeit seiner Sprachkenntnis; über Indos-

portugiesisch spricht er mit derselben Leichtigkeit wie über Negertolländisch, Malabo-Spanisch und Melanesisch-Englisch hat er behandelt; die Sprachen der Malai und von Benguela in Afrika zieht er ebenso heran wie die von Maracibo in Südamerika. Vor allem aber hat sich Schuchardt einer Sprache mit besonderer Sorgfalt und Vorliebe zugewandt; dem Baschischen, jener wunderlichen Sprache, die in ihrem Einkischen in der Südwestecke Europas so vereinzelt dasteht, daß man darauf verfallen konnte, die Basken für einen Überrest der Bewohner der sagenhaften versunkenen Atlantis zu halten. Dem Räthsel dieser Sprache spürt nun Schuchardt nach, wie ihn immer das Schwierigste am meisten gereizt hat. Er sucht nach Verwandten dieser, wie man meinte, ganz allein stehenden Sprache und findet sie in den Berber- und Arabersprachen Nordafrikas. Wog sich diese Ansicht Schuchardts bestätigen oder nicht (auch die kaukasischen Sprachen, vielleicht auch das Iberische, Ligurische u. a. kommen in Betracht), gewiß hat Schuchardt, einer der besten Kenner des Baschischen und des Georgischen, den Weg gewiesen, auf dem das Räthsel der Baskenfrage, vielleicht auch die sprachliche Vorgeschichte der Mittelmeerländer, eine Lösung finden kann.

Diese vielfältige Beschäftigung mit so vielen Sprachen führt nun aber nicht etwa zur Bessertung; im Gegenteil, Schuchardt strebt nach Zusammenfassung: wichtiger als die Erforschung der Sprachen schien ihm immer das Vordringen zur Erkenntnis der Sprache (die Einzeln ist in diesem Falle, wie G. Derd. v. d. W. sehr treffend

bemerkt, welche als die Reihzahl). In der Ver-
kürzung der Methoden liegt der wahre Wert der
Wissenschaft", sagt Schuchardt selbst, und gerade
in diesem Streben, die Methoden zu verbessern,
dem Wesen der Sprache auf verschiedenen
Wege nahezukommen, liegt die Hauptbedeutung
Schuchardts. Seiner unablässigen Bemühungen
hauptsächlich ist es zu verdanken, wenn wir heute
über das Wesen der Sprache ganz andere An-
sichten haben, als sie um die Mitte des vorigen
Jahrhunderts und bis in unsere Tage in Geltung
waren. Damals stand die Sprachwissenschaft (wie
die Wissenschaft überhaupt) unter dem Einfluß
des gewaltigen Aufschwunges der Naturwissen-
schaften. Es war daher begrifflich, daß man auch
an die Sprache mit naturwissenschaftlichen An-
schauungen herantret. Die Sprache erschien wie ein
gleichsam außerhalb des Menschen für sich be-
stehendes Ding, dessen Eigenschaften und Lebens-
äußerungen man, wie die eines tierischen oder
pflanzlichen Organismus naturwissenschaftlich
betrachten und beschreiben könne. Es ist un-
denkbar, daß diese Auffassung für die Sprachwissenschaft
einen mächtigen Schritt vorwärts bedeutete; in-
besondere führte sie zur Erkenntnis der Ge-
mäßigkeit in der Sprachentwicklung. Man kam so
zu einer Gewandtheit der Beurteilung sprachlicher
Erscheinungen, die von den vielfach willkürlichen
Konstruktionen früherer Jahrhunderte kaum noch
abstand. Indes, so fruchtbar sich diese Auffassung
erwies, so kam man doch zur Einsicht, daß sie
dem wirklichen Wesen der Sprache nicht gerecht
werde, und langsame brach sich, begünstigt durch

das Eideraustreten des Idealismus, eine andere
Ansicht dazu, die Schuchardt schon in seinen
frühesten Schriften vertreten und feither immer
wieder verfochten hat „Zunächst“, um mit dem
Gegensatz selbst zu sprechen; „kommt es darauf
an, festzustellen, daß die Sprache kein Ding oder
Wesen ist, sondern Vorgang, bis ins kleinste
Element... Es könnte von Sprache selbst gar nicht
mehr die Rede sein, sondern nur von den Spre-
chenden.“ Es läßt sich im engen Rahmen eines
Zeitungsartikels nicht zeigen, von welcher Trag-
weite diese Ansicht ist, die das sprachliche Ge-
schehen in den Geist des Sprechenden verlegt.
Es sei nur kurz darauf verweisen, daß die Auf-
merksamkeit der Sprachforscher nun nicht mehr
so sehr dem Laut, als vielmehr der begrifflichen
Seite der Sprache gilt, der Beziehung zwischen
dem Wort und dem Begriff, den es ausdrückt.
In dieser Richtung liegt es auch, wenn Schuchardt
die Forderung aufstellt, man müsse, um die Wörter
deutlicher zu können, zunächst die Sachen, die
sie bezeichnen, kennen. Es hat er selbst Gegen-
stände des täglichen Gebrauches, Wertzeuge u. dgl.
beschrieben und daraus Schlüsse auf die Wörter,
die dafür gebraucht werden, gezogen. Diese Ver-
bindung von „Wörtern und Sachen“, wie nun
das Schlagwort lautet, wurde ungemein fruchtbar;
da ungefähr gleichzeitig mit Schuchardt auch R.
Meringer in dieser Richtung forschte, so dürfen
wir mit Genugthuung sagen, daß Graz an der
Entwicklung der neuen Richtung in der Sprach-
wissenschaft hervortragend beteiligt ist. In den
letzten Jahren besuchte sich Schuchardt hauptsächlich

mit der Frage der Sprachverwandtschaft. Die Grenze zwischen dieser und der Sprachmischung zu ziehen, bemühte er sich noch in seinen letzten Lebensjahren (denn seine Geistesfrische hat er trotz körperlichen Verfalls fast bis zu seinem Tode bewahrt). So knüpften seine letzten Gedanken eigentlich wieder an seine ersten Forschungen an.

Schuchardt hat sich auf allen Gebieten der Sprachwissenschaft umgesehen, überall ist er eigene Wege gewandelt, überall hat er neue Bahnen gewiesen. Man darf aber nicht glauben, daß er ein weltfremder Philologe gewesen sei. Schon jenes Studium der „Sachen“ zeigt ja, daß er mit dem Leben Fühlung suchte und fand. In jüngeren Jahren hat er im geselligen Leben unserer Stadt eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Nicht selten hat er in der „Tagespost“ zu verschiedenen Angelegenheiten, auch ganz lokaler Art, kompetent und wichtig Stellung genommen. Er war ein vorzüglicher Gesellschafter, der über alles Mögliche geistvoll und anregend zu plaudern mußte, mit spießigem Humor begabt, der selbst in den letzten Wochen, als Alter und Krankheit ihn gepackt hatten, noch ausblühte. Seiner deutschen Gesinnung hat er stets, besonders auch mit blutendem Herzen im Weltkrieg, Ausdruck gegeben.

Wenn wir mit Goethe sagen dürfen, „höchstes Glück der Lebenskinder sei nur die Persönlichkeit“, so müssen wir gestehen, Schuchardt hat dieses Glück in vollem Maße genossen: er war eine Persönlichkeit als Forscher und als Mensch.

Adolf Bauner.